

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In diesem Sinn wurde sie von den Darstellern des Königs (Devrient), des alten Weibes (Schmittlein), des Mannes vom Felsen (Treßler) und in den packend gesteigerten verworrenen Verzweiflungsszenen vor dem Erwachen auch von dem des Zanga (Heine) meisterlich unterstützt.

Der zweite Abend — „Der Meineidbauer“ — gab einem zahlreicheren Personal Entfaltungsmöglichkeiten und war zudem selbst im Hinblick auf dieses ganz österreichisch gefärbt. Sie alle beherrschen das Idiom Anzengrubers als ihre Muttersprache. Besonders reizvoll war, wie sich die tragische Sprechkunst der Medelsky in das verwandelte, was wir hierzulande ein „Mundwerk“ nennen. Ihre Broni war so lebensvoll wie Balajthys untheatralischer und glaubhafter Bauer in seinem Kampf zwischen falscher Frömmigkeit und echter Gewissensangst und wie Korffs rührend armseliger Bagabund. Auch die übrigen Mitarbeiter an der ausgeglichenen Aufführung waren auf jenen künstlerischen Naturalismus eingestellt, der die

Oberflächlichkeit ausschließt, die heutigen Tages so oft für ihn gehalten sein möchte.

Die schauspielerische Sensation der Musikwoche war die Besetzung des „Verschwender“ an deren letztem Abend. Die berühmten Volkstypen, Valentin und seine Rosel, sind in Wien ja öfter in richtiger Darstellung zu sehen, wenn freilich das Zusammenspiel von Girardi und der Niese eine kostbare Seltenheit bedeutet; aber in den Vorstadttheatern tritt die Kluft zwischen diesen Gestalten Raimunds, denen seine Naivität höchste Lebenswärme, und jenen „hochdeutschen“ Rollen, denen dieselbe Naivität eine gewisse schematische Leere gibt, stets verstärkt zutage. Diesem Mangel hat diesmal die Burgtheaterkunst mehr als genügend abgeholfen. Und man sah einen bei aller Schlichtheit individuell tragisch vertieften Flottwell (Reimers), eine Fee Cheristane von seelenvoller Anmut (Medelsky), einen so interessanten wie eleganten Chevalier (Korff) und einen mit diskreter Schärfe gezeichneten Kammerdiener (Heine).

F. Baumgartner

Bücherschau

Spittlers „Prometheus und Epimetheus“ und Nießches „Zarathustra“. Jeder Aufsatz, jeder Essay, der sich mit der geistig verwandtschaftlichen Beziehung dieser beiden großen Werke beschäftigt, darf auf unsere intensivste Aufmerksamkeit zählen. So auch die eben erschienene Schrift von J. Ragaz, die unter obigem Titel als Beilage zum Programm der Bündnerischen Kantonschule 1911/12 veröffentlicht worden ist. Ge-

wiß, es war ein verdienstliches Unternehmen des Verfassers, einmal der in den letzten Jahren öfters erwähnten Verwandtschaft der beiden genannten Schöpfungen näher nachzugehen und die z. T. auf den Inhalt, z. T. auf die Form bezüglichen Ähnlichkeiten, die sie miteinander haben, etwas schärfer zu beleuchten. Die Kardinalfrage: Ist die behauptete Ähnlichkeit zwischen den beiden Werken wirklich vorhanden? wird denn auch

von J. Ragaz in bejahendem Sinne beantwortet, nachdem er eine durch Klarheit und Übersichtlichkeit sich auszeichnende „Inhaltsangabe“ des „Prometheus“ gegeben und zum Vergleich einige wenige, aber bezeichnende Abschnitte aus Nietzsches „Zarathustra“ herbeigezogen hat. Dieser Teil der Ragazschen Schrift, der die auffällige Verwandtschaft der Auffassungen vom Wesen des höheren Menschen bei Spitteler und Nietzsche vergleicht und nachweist, ist der ausführlichste und am besten fundierte Teil der ganzen Arbeit.

Bedeutend kürzer, nur andeutend, ist die Betrachtung der Ähnlichkeit der Form ausgefallen. Daß sich J. Ragaz hier genauere stilistische Untersuchungen und Vergleichen erspart hat, empfindet man als einen starken Mangel. Daß Gesamtergebnis seiner vergleichenden Analyse faßt Ragaz in dem Satz zusammen:

„Eine Beeinflussung von Nietzsches „Zarathustra“ durch Spittelers „Prometheus“ hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, namentlich was die Form des „Zarathustra“ anbetrifft.“

Allerdings ist diese Entdeckung nicht neu. Es hat bekanntlich schon Felix Weingartner in seiner Schrift „Carl Spitteler, ein künstlerisches Erlebnis“ (München und Leipzig 1904) auf die auffallende Ähnlichkeit hingewiesen. Immerhin darf man sich freuen, hier nun einmal die eingehende Probe auf das Exempel vor sich zu haben.

Wenn dann aber J. Ragaz des ferneren in seinem Essay behauptet, Nietzsche, der ja in diesem Fall allein der Empfangende sein konnte, sei sich der Anregung durch Spittelers Werk jedenfalls auch bewußt gewesen, habe sich jedoch aus „Autoreneitelkeit zum Schweigen und sogar zur Unwahrhaftigkeit verleiten lassen“, so ist dies als eine arge Diskreditierung von Nietzsches Charakter zu

werten, die der Verfasser um so eher hätte unterlassen sollen, als er sie nur durch Annahme, nicht aber durch feste Beweise stützen kann. J. Ragaz schreibt, Nietzsche sei sich der Einflüsse, die bei „Zarathustra“ mitgewirkt haben, schwerlich nicht bewußt gewesen. Das möge ja öfters bei großen Geistern der Fall sein, aber bei Nietzsche könne davon in diesem Falle gewiß nicht die Rede sein . . . Wir fragen: Warum denn nicht? Und ist, was beispielsweise für einen Goethe recht ist, für einen Nietzsche nicht billig?! So gewinnt man den peinlichen Eindruck, daß es Ragaz bei seiner Argumentation nur darum zu tun war, Nietzsche hier so im Vorbeigehen eins anzuhängen.

Auch scheint der Verfasser den Werken der beiden großen Geister nicht den überragenden Wert zuzuerkennen, der ihnen denn doch in der Tat im Gebiete der modernen Literatur zukommt; das läßt sich namentlich im letzten Teil der Schrift erkennen, wo J. Ragaz „die eigene Stellung zu den Grundgedanken der beiden Dichtungen“ beleuchtet und dabei just mit jenen „Heiligkeiten“ eine feierliche Neu-Investitur vornimmt, die Spitteler und Nietzsche ihres Nimbus zu entkleiden wagten. Da zeigt sich denn, daß die Stellungnahme des Verfassers leider jenes hohen und unabhängigen Standpunktes entbehrt, von dem aus diese gipfelnden Werke einer höchsten und freiesten Geistigkeit nun einmal verstanden sein wollen. Wichtiger als diese ziemlich belanglose Stellungnahme zu geben, wäre es gewesen, wenn Ragaz dem Leser einen Begriff von der poetischen Bilderkraft des „Prometheus“ und vom gedanklichen Reichtum des „Zarathustra“ geboten hätte.

Im einzelnen ist die Studie nicht frei von Unklarheiten oder inneren Widersprüchen. So stellt Ragaz den besprochenen Werken die Kunst eines Goethe und Schiller gegenüber,

muß dann aber doch auch feststellen, daß just Spitteler selbst der eifrigste Verteidiger Schillers ist und ein Grundgedanke des „Prometheus“ auch im „Wallenstein“ anklingt. Und wenn Ragaz im fernern sagt, deshalb, d. h. als eifrigster Verteidiger Schillers, führe Spitteler einen scharfen Kampf gegen Realismus und Naturalismus, so ist das, so unbedingt ausgesprochen, wieder nicht zutreffend. Spitteler hat sich vielmehr selbst zugunsten einer realistischen und naturalistischen Darstellungsweise in gewissen Gebieten (z. B. im Gebiete der prosaischen Erzählung) ausgesprochen. Er läßt den echten Realstil als eine „ernsthafte Ausdrucksform des künstlerischen Geistes“ vollauf gelten. Nicht gegen den Realismus als solchen, sondern gegen die Annahmen desselben (Panrealismus) hat Spitteler Stellung genommen.

Endlich: Wenn Ragaz gegen die moralisfreie Weltanschauung Spittelers und Nießsches die klassische Literatur eines Goethe und Schiller sowie auch die Romantik als Ausdruck des damaligen Idealismus ausspielt, so wäre demgegenüber darauf hinzuweisen, wie gerade die Auffassung der Romantiker und auch Schillers vom Genie mit derjenigen Spittelers und Nießsches vom höheren Menschen in ethischer Hinsicht stark übereinstimmt.

Nebenbei: Dort wo Gottfr. Kellers Urteil über den „Prometheus“ zitiert wird, ist ein sinnstörender, ja den Sinn der Worte ins Gegenteil verkehrender Druckfehler stehen geblieben: von einem urweltlichen (nicht von einem „unwesentlichen“) Poeten hat Keller gesprochen, als er die seltsame Schönheit der Spittelerischen Dichtung zu charakterisieren suchte.

Ich resümiere: Die Schrift verdient als eine gute Begründung der geistigen Verwandtschaft der beiden genannten großen Werke freundliche Beachtung, ist aber, da

ihr im einzelnen allerhand Mängel anhaften und der Verfasser auch theologisierende Tendenzen verrät, mit Vorsicht zu genießen.

Dr. Emil Hügli

Otto Rung. Das Vermächtnis des Frank Thuma. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt a. M. 1911. Aus dem Dänischen von Emilie Stein. 180 S. Geh. Mk. 2.50.

Frank Thuma (das griechische Wort bedeutet Wunder) überragt an Genialität und Güte alle seine Jugendgenossen. Wie er zwanzigjährig bei Beginn des Universitätsstudiums sein Schicksal von den gleichaltrigen Schulfreunden zu trennen beginnt, bestimmt er in der Absicht einer gewissen finanziellen Ausgleichung mit den Kamraden, daß ein amerikanischer Wald von ungefähr 15,000 Dollar Wert, der einst seinem Vater die erste Chance zum Aufstieg im Leben gegeben hatte, demjenigen in weitem 20 Jahren zufallen solle, welcher dann für seine Rettung eine ökonomische Unterstützung dartäte. Kurz nach diesem Vermächtnis verunglückt Thuma in einem durch seltsame Umstände herbeigeführten Schwimmwettkampf um sein Boot, das ein türkischer Reisegefährte nicht fest genug vertaut hatte. Wie sich nach Ablauf der Frist verschiedene der einstigen Freunde mit den verschiedensten Motiven und aus der verschiedensten Lage um die Unterstützung bewerben, wie ihr Leben in Erzählungen und Briefen an den Testamentsvollstrecker und in Berichten anderer über sie enthüllt wird, das ist der Inhalt des Buches. In tiefsinniger Weise hat Otto Rung, indem er den früh bewunderten und beneideten Thuma auf alle gewaltig fortwirken ließ, in der Gruppierung um diesen Punkt die mannigfachen Lebensprobleme zur Einheit verbunden; er hat im Spiegel aller dieser Individuen — Künstler, Halbkünstler, braver

Alltagsmensch, grübelnder Krüppel, verträumte Frau, Verbrecher, Spekulant — die geheimen Mächte des Daseins aufgefangan und die unbeschreibliche Macht des Ideals über die Gemüter durch die große Stufenleiter derer, die Mensch heißen, aufzuzeigen gesucht. — Eine merkwürdige, fühlbare Lebenskraft geht von der Wärme, Freiheit und Eleganz dieses Kunstwerks auf den Leser über; alles ist poetisch, ein Reich lebendiger Natur, Leuchten des Tags und Schatten des dunklen Schicksals. Sinn in der Sinnlosigkeit erkennt man, und manches Sinnvolle wird wieder vom Schicksal zu unverständlich Unsinntem verwandelt. Jede Zeile ist hier gewichtig, jede Anschauung voll, kein Gedanke banal. Der Dichter und wir stehen gleich Kindern am Rand des Meers, um es auszuschöpfen; das Wasser ballt sich dem Künstler zur Kugel, in der das ewige Licht sich bricht. Georg Brandes rühmt von Rung, den er zu den vorzüglichsten Hoffnungen der dänischen Literatur zählt, aristokratischen Sinn, deutungsvolle Phantasie, konzentrierte Gestaltungsgabe, Kraft der Analyse; in der Tat möchte man jedem zurufen: genieße, was hier ein Liebling der Götter formte. In diesem Roman sind herrliche Träume und fester Wirklichkeitsinn, edle Psychologie, knappe Form, prächtige Komposition, hier ist Tiefsinn mit Anmut gepaart, Klarheit ohne gemeine Deutlichkeit. D. Volkart

Hart Hans, *Rupidos Bote*. Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein. Mit 4 Voll-

bildern und Buchschmuck von Marquis F. von Bayros. L. Staackmann Leipzig 1912.

Von Harts erstem großen Roman „Das heilige Feuer“, der die Schicksale klerikaler und Hochschulkreise des heutigen Österreich ineinanderspielen läßt und auch bei dem Problem der Mischehe verweilt, bis zum zweiten Roman „Liebesmusik“, einer Alt-Wiener Geschichte, ist ein größerer Sprung als von seinem zweiten zum eben erschienenen dritten erzählenden Werke, das sich nicht anmaßend Roman oder Novelle nennt, sondern gar bescheiden „eine frohe Rokokogeschichte.“ Der Erbe eines Duodezfürsten zu Friedrich des Großen Zeiten, soll mit einer fürstlichen Dame verheiratet werden, die der junge lebenswerte Mann seinerseits greulich findet. Der freiherrliche Ehevermittler gibt sich alle Mühe, und während er sich am Ziele glaubt, spinnt sich zwischen dem Fürstensohn und seiner eigenen, des „Rupidos Boten“ Tochter etwas an, und der Schluß ist die liebenswürdigst ausklingende Blamage des weltberühmten und an allen Höfen hochgeschätzten Fürstenehen-Vermittler. Alles ist reizend und lustig erzählt. Es wird vielleicht oft etwas über den Durst getrunken, jedenfalls sehr viel vom Wein gesprochen, der Mond scheint viel ins Gemach, glitzert sehr oft über die Bäume des Parks und die Kieseln am Fluß, aber es ist ja Rokoko und dazu noch am Rhein und wer noch Freude an Liebesgeschichten hat, die ohne Betonung des Erotischen geschrieben sind, muß sich sicher an dieser „frohen Rokokogeschichte“ ergötzen. S. L. J.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Dr. Hans Bloesch, Herrngasse 11, Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.



Rlee



Sprenger



Gianni